

THEMENWAHL

Quidditas und Haecceitas als neue Aufgaben

ein Hilfeversuch von
REINHART BUETTNER

hätte der Titel dieser Artistenpredigt auch heißen können, wenn es nicht so nach Kabarett klänge und man ein leises Lustigmachen über den Frager hören müsste. Seit es keine Auftraggeber für die Künste mehr gibt, keine Themensteller, Vorschreiber und Verewigungbedürftige, keine Hofdichter oder angestellte Intellektuelle, die für die Bildprogramme zuständig waren, ist diese Aufgabe den Künstlern selbst zugefallen, was aus Auftragserfüllern quasi Auftragserfinder machte. Die, die Jahrhunderte lang über die Einzelheiten, die ihre Auftraggeber von Ihnen verlangten witzelten und stöhnten, sie trickreich zu umgehen versuchten, oder auch über diesselben in heftigen Streit mit den Durchlauchs und Hochwürden gerieten, sie sollten nun plötzlich den ganzen repräsentativen Pomp selbst erfinden...?

Nein, so war es natürlich nicht...die Geschichte der Auftragskunst und Dekoration staatlicher Räume belehrt uns, dass das Sterben der Klassen und die Verschiebung der gesellschaftlichen Schichtungen viel ungleichzeitiger und differenzierter von Statten ging und damit auch die Geschichte der beauftragten Kunst. Es kommt durchaus vor, dass ein heutiger Drogenbaron in Mexico oder Südamerika oder ein Scheich in den Emiraten seine Familie noch in Öl setzen lässt und dafür gut bezahlt, aber Anspruch auf Qualität hat er damit nicht, nicht mehr, da es kaum noch gute, seriöse Künstler für dergleichen gibt.

Das hat sich alles so weit auseinanderentwickelt, die Repräsentation, die Kunst, die Haltungen, die Wertschätzungen, der Reichtum, die Kultur, die Tradition, ja selbst das Mäzenatentum hat sich verändert, das über den Etat der PR und Werbung kalkuliert und abgerechnet wird.

Beobachtungen der heutigen Kunstszene legen die Vermutung nahe, dass die Künstler mit der Wahl ihrer Themen und Bildsujets überfordert sind. Sie haben darin auch schließlich keine Übung, wurden über Generationen davon ferngehalten und hatten selten Gelegenheit, wie etwa Hieronymus Bosch durch die Teilnahme an elitär, intellektuellen Zirkeln, sich neben dem Handwerklichen auch gedanklich-theoretisch zu betätigen. Das entsprach auch lange nicht dem Anspruch der Öffentlichkeit, das sich erst allmählich in der frühen Neuzeit zu ändern begann. Die heutigen aber, die alle Möglichkeiten hatten und haben, sollten darin geübter sein, aber sie

scheinen jenes flache Aller-Welts-Problembewusstsein zu haben, das sie mit der Mehrheit teilen, von der sie sich einst so dringend zu unterscheiden beabsichtigten. Sie machen mit, statt vor, sind von der Avantgarde in die Nachhut gerutscht, ohne dieses zeitliche Vor und Nach selbst in Frage gestellt, oder gar dialektisch überwunden zu haben.

Sie scheinen sich in der 200 Jahren ihrer sozialen Ortlosigkeit nur mäßig weiterentwickelt zu haben. Sie schielen noch immer nach den Problemen, die allgemein und medial diskutiert werden, sie versuchen noch immer mehr oder weniger glücklich, einen Brocken vom Diskurs aufzuschnappen, um ihn mit ihrem dürftigen Senf zu verzieren. Sie laufen dienstfertig der öffentlichen Façon de Parler hinterher und entwickeln keine eigenständigem Fragen, Fragen, die nur aus ihrer eigenen, professionell geschärften Beobachtung kommen kann und kommen müsste.

Zu unserer Schaden sei gesagt: sie schwadronieren so nichtswürdig von Nachhaltigkeit, Natur, Ressourcen, Umwelt und Gerechtigkeit wie alle anderen auch. Die einen versuchen das Digitale mit dem Natürlichen zwangszuverheiraten, entdecken gar in ihm „Kreative Potentiale“ und buchstabieren damit die Sprache der Interessensvertreter von Silicon Valley nach, ohne es zu bemerken und die andern engagieren sich als Künstler für die Umwelt, indem sie diese paradoxerweise noch mit eigenen Machwerken voll-stellen und zu-rümpeln.

Wo bleibt die fein geschliffene und treffend plazierte Kritik, wie man sie von Künstlern erwartet? Wo bleibt die wahrnehmungstheoretisch fundierte Zustandsbeschreibung unserer Großstädte? Wo ist die multisensorielle Aktionsanalyse unserer Büro-und Verwaktungshandlungen? Wo bleibt die überfällige Daten-und Algorithmenkritik? Wann endlich beginnt jemand die digitale Iconologie des täglichen Umgangs? Wer diskutiert die herkömmlichen und zu Unrecht im Verschwinden begriffenen Lehrmittel? Wer diagnostiziert und therapiert die Unterhaltungs-und Freizeitindustrie? Wer berät die Reha-Einrichtungen? Wer soll die neuen Attraktivitäten erfinden? Wer kann und soll dem grassierenden Infantilismus etwas entgegensetzen?

Wer, wenn nicht die Künstler, soll neue, wichtige Fragen stellen?

Die Wahl eines Themas setzt einerseits Arbeitsabsicht voraus und andererseits noch so etwas, das man ein Problembewusstsein nennen könnte, das sich beispielsweise auf ungelöste Fragen aus einem bestimmten Gebiet bezieht. Auch strittige Ansichten zu einem Sachverhalt sind eine geeigneter Ansatz, einander widersprechende Urteile oder Unvereinbarkeiten zwischen theoretischen Erkenntnissen und praktischen Gewohnheiten.

Solches bezieht sich zwar eher auf schriftliche Arbeiten, auf Argumente, Meinungen und Einschätzungen, Vergleichbares gibt es aber auch im Visuellen oder Auditiven, auch hier werden Meinungen vertreten, ein Akkord kann ein Argument sein, wie auch ein visueller Akzent, sei es ein farblicher oder formaler.

Wählt ein Maler beispielsweise das Thema: Romantische Landschaft, dann hat er viel mit farblicher Ruhe zu tun, mit fließenden Linien und sehnsuchtsvoller Harmonie, etc. Will er aber dann diesem Nachempfinden im Gestalten noch eine persönliche Stellungnahme hinzufügen, wird es interessant, aufregend, wenn nicht gar spannend..., denn jetzt ist seine Verwegenheit gefordert, sein Courage, seine Individualität... Wo setzt er seinen Akzent, wie setzt er ihn, zentral oder peripher, hell oder dunkel, plakativ oder subtil, versteckt oder kontrastiv, sanft-unmerklich oder brachial-schockierend, die Metapher fortspinnend oder diese decouvrierend, implizit oder explizit, mit gleicher Pinselspur oder gegenläufiger...etc.

Wie man sieht, entstehen aus der Themenwahl neben ihren eigenen Herausforderungen noch ein ganzes Bündel zusätzlicher Aufgaben und Entscheidungen, die zunächst in der Themenwahl nicht zu erkennen waren, sich aber im Verlauf der Bearbeitung ergeben.

Wobei Größe, Komplexität oder Problematik des Themas verwunderlicherweise kaum eine Rolle zu spielen scheinen, die persönliche Entscheidung für dieses Thema gibt den Ausschlag für alles Weitere, was sich daraus ergeben wird, oder auch nicht ergeben wird.

was sie tun das seltene Privileg der freien Wahl. Dieser Vorzug ist teuer erkaufte, denn er besagt gleichzeitig, dass kaum jemand ihre Dienste braucht und nachfragt, weshalb diese Freiheit der Narrenfreiheit gleicht, die die Künstler zwar schützt, aber eben oft auch alleine lässt.

Die freie Wahl zu haben, ist häufig anstrengender als einer Direktive zu folgen und im Falle der Künstler nimmt dieser Prozess gelegentlich die existentiellen Dimensionen des Glücksspiels an, denn für die Entscheidung zwischen den Kriterien der Themenwahl gibt es keine Empfehlungen oder gar Garantien. Markt oder subjektive Überzeugung heißen die Geländer jener Stufenleiter, auf der sie sich Künstler herumplagen und das Ausrechnen der persönlichen Nebenkosten zeigt selten eindeutige Ergebnisse. Von der Entwicklung des Zeitgeschmacks und seinen Unwägbarkeiten, den Verwerfungen an den Märkten und den Machenschaften der international agierenden Kuratoren und Händler erst gar nicht zu reden. Nicht jeder besitzt die Stur- und Schlaueit eines William Turner, der das, was nicht allzu weit vom Gewohnten lag, gut verkaufte und jenes, das revolutionär und ungewöhnlich war, kalkulierend in seinem Atelier zurückhielt. Doch das bezieht sich bereits auf die Romantik, also auf jene Epoche, in der die Kunst ihren festen Platz im kulturell- gesellschaftlichen Wertesystem verlor.

Solange die Themenwahl von mächtigen Institutionen wie Kirche, Königen und Feudalherren vorausgewählt und bestimmt wurde, war der ausführenden Künstler vorzugsweise auf das Wie seiner Malerei verwiesen, auf die Qualitas. Sobald er sich selbst Gedanken machen sollte, über die Themen seiner Kunst, trat die Quidditas in den Vordergrund. Mit anderen Worten: solange hauptsächlich Biblische Geschichten und Heiligenlegenden die Themen dominierten und jeder Künstler mehr oder weniger das gleiche Sujet bearbeitete, waren Eigenart, Auffassung und Qualität der Malerei das Hauptunterscheidungsmerkmal; sobald der Künstler selbst das Thema auswählte, machte sich ein neuer Aspekt geltend, der zuvor weder künstlerisch bearbeitet noch irgend vorbereitet, oder überhaupt gesehen worden war. Die Quidditas, die „Washeit“, die abstrahierende Substantivierung des Interrogativpronomens „quid“, was ? ist ein Wortschöpfung aus der Philosophie des lateinischen Mittelalters.

Insbesondere in der Philosophie des Schottischen Theologen und franziskanischen Scholastikers John Duns (Scotus) (~1266-1308) spielt die Quidditas eine wichtige Rolle. Sie antwortet auf die Frage, was ein Ding sei,

welches Wesen es habe, von welcher Natur es sei und wie es einzuordnen sei. Gattung, Art, Familie als Ordnungsbegriffe werden von der Quidditas festgelegt, nicht aber die jeweiligen individuellen Unterschiede und Ausformungen, die mit der deiktisch-demonstrativen „Haecceitas“ erfasst werden, der „Diesesheit“.

Obwohl diese scholastischen Denkfiguren sehr alt sind und versuchen für die Dinge dieser Welt Begriffe zu finden und zu konstruieren, die sie beschreiben, erfassen und in einer Ordnung unterbringen, um die Kommunikation über sie zu ermöglichen, können wir noch heute aus ihnen Anregungen gewinnen, um mit ihrer Hilfe schwer formulierbare Zusammenhänge kommunikabel zu machen. Die „Qualitas“, die „Quidditas“, die „Haecceitas“, die Beschaffenheit, die Washeit und die Diesesheit ergänzt durch die Begriffe des Thomas von Aquin „esse“ und „essentia“, das Sein und Wesen oder die „Dassheit“ und das „Unverwechselbare“, Einzige, Typische, Bestimmte, Wiedererkennbare und Hauptsächliche dürften Künstler auch heute noch interessieren, wenn sie über die Konzeption eigener Kunstwerke nachdenken.

Die Fragen: Wo finde ich mein Thema, Was greife ich aus der Menge möglicher Themen heraus, um es eingehender zu bearbeiten, Zu welchem Thema will ich eine Aussage wagen, Was bewegt mich tatsächlich jenseits des allgemeinen Geredes und Geräuschs, Was möchte ich in seiner Dassheit herausstellen, betonen und sinnfällig machen, Worauf möchte ich hingegen kommentarlos hinweisen, Wovon möchte ich beiläufig, aber mit einer heimlich drängenden Pointe erzählen, Was ist das Gegenteil von nachhaltig? Was wage ich mir kaum vorzustellen, bzw. auszumalen, Welches Format passt ganz und gar nicht zur Fragestellung, Was könnte eine invertierte Fanfare sein, Wie stelle ich mir die Asservatenkammer der Weltbilder vor, ...etc. Solches und Ähnliches sind durchaus gängige, um nicht zu sagen alltägliche künstlerische Fragen, die zu ventilieren nicht nur legitim sondern sogar sinnvoll und geboten ist, zeugen sie doch von der Tendenz und Absicht, aus dem selbst-verfertigten Reim, den man sich auf die Dinge gemacht hat, letztlich ein Poem zu destillieren.

Jeder, der ein Thema wählt, legt damit eine Spur zu seinem Wesen, seinem Charakter, seinen Interessen. Wie jede Wahl ist auch die Wahl eines Themas ein selektiver und perspektivischer Akt und trotz aller schicksalhaft einschränkenden Praeconditionen unserer Geburt und der kulturellen Umgebung in der wir aufwachsen, bleibt die aktiv und bewusst

vollzogene Themenwahl ein Personenindikator erster Güte. Autoren von Biographien scheinen das zu wissen und verwenden meist entsprechend große Mühe und Sorgfalt auf diesen Teil der Entwicklung ihres Protagonisten.

Selbst der, der keine Wahl trifft, trifft eine Wahl ...entweder für die Fortsetzung der Tradition seiner Voreltern, oder aber für etwas betont Eigenes. Dieses nicht näher bestimmte, noch nicht ausreichend entwickelte, stabile und darum so betonte Eigene läuft meist auf die persönliche Expressivität im Rohzustand hinaus, ohne Streit und Kampf, Auseinandersetzung, Kultivierung oder Assimilation und Einordnung. Die Äußerung des Grünen Heinrich: "er möchte ein Original-Mensch werden" ist zwar ein sehr wohl verständlicher Wunsch, aber in überzeugender Genauigkeit von Gottfried Keller, mit aller typischen und rührend-emphatischen Ungenauigkeit dem jugendlichen Alter Ego in den Mund gelegt. So wie die Beispielwahl etwas über den Horizont des Beispiel-Benutzers sagt, formuliert auch die vorgängige Themenwahl ausreichend Vieles über den Intellektuellen, der sich dieses Themas anzunehmen gedenkt. Ob das wohl der Grund sein mag für das viele Versteckspielen in diesem Zusammenhang, für das vermutlich beabsichtigte Rätselraten über den eigentlichen Anlass des Essays, der etwa „Die Graue Frage“ heißt oder „Das Lächeln der Amphibien“, muss hier Vermutung bleiben.

Als Lehrender bekommt man häufig zu hören: „ich würde ja gerne malen, weiß aber nicht was“ Über diese Äußerung könnte man lachen und sie als mangelnde Begabung für den Künstlerberuf einstufen. Es verbirgt sich hinter ihr aber häufig jene unzureichende künstlerische Bildung hinsichtlich bildhafter Wahrnehmung, existierender Bilderwelten, visueller Zusammenhänge, sinnlicher Prinzipien, Quidditas und Qualitas, Bilderfindungen, Epistemologie, Visualisierung, Metaphorik, Deixis, wildes Wissen und angrenzender Gebiete. Kein Wunder, möchte man sagen, dafür gibt es auch weder Curricula noch Bildungsrichtlinien, weder Syllabi noch ein notwendiges Minimal-Pensum.

ein Zeichen von Freiheit ist und Freiheit eine der Grundvoraussetzung von Kunst ist, dann muss auch die Fähigkeit zur Selektion im Bewusstsein einer Perspektive zur Grundausbildung des künstlerischen Berufs gehören.

Die traditionelle Ausbildung mit ihrer Konzentration auf die Qualitas, die sie bislang von anderen Fächern des universitären Bildungsangebots unterschied, kann nicht länger ohne die Berücksichtigung und künstlerische Bearbeitung der Quidditas weiterbetrieben werden. Die uralten Frage aus magisch-mythischen Zeiten frühzeitlicher Kunst: „was ist wert und würdig zum Thema eines Kunstwerks zu werden“ erlebt, wenn möglich außerideologisch, eine ungeahnte Renaissance und wir müssen uns anstrengen, darauf wohldurchdachte Antworten zu finden. Die alten Themen aus Religion und Mythologie, aus Eros und Thanatos und dem Formenkreis des menschlichen Lebens und Erlebens werden uns sicherlich erhalten bleiben, obschon gerade in letzterem, dem menschlichen Erleben, sowohl neue Dinge als auch veränderte Erlebensweisen hinzugekommen sind, denen wir noch vergleichsweise hilf- und haltungslos gegenüber stehen.

Die verkürzende Einteilung der Welt in binäre Unterscheidungen zum Beispiel, die einem Sieg des Dualismus gleichkommt, und die sich daraus entwickelte digitale Technologie scheint zwar eine Siegeszug durch das Wissen anzutreten, aber ihr verarmender und vergrößernder Charakter hat sich offensichtlich noch nicht deutlich genug gezeigt, um nach Alternativen Ausschau zu halten. Denktraditionen und Denkfiguren sind bekanntlich sehr zählebig, formstabil und entwicklungsresistent. Es braucht sehr großen und allgemeinen Druck bis sich hier etwas bewegt, oder auch nur einen ausreichend heftigen Erlebnisschock, wie die Geschichte zeigt. (Das Erdbeben von Lissabon, Das Floß der Medusa, Tschernobyl, Fukushima)

Was können wir uns überhaupt als zukünftige Kunst vorstellen. Es werden gewiss keine gerahmten Vierecke mehr sein, auf denen unveränderliche farbige Darstellungen zu finden sind, oder verkleinerte dreidimensionale Modelle von uns selbst, oder raffiniert wechselnde multi-sensorielle Projektionen von Umgebungen und Stimmungen. Riesige von künstlicher

Intelligenz kompilierte, unerschöpfliche Wimmelbilder etwa, in denen wir ein Leben lang Entdeckungen machen können ohne jemals damit zu Ende zu kommen, oder konzentrationale visuelle Phänomene, die unsere Existenz langsam auf einen Punkt zusammenziehen, um sie dann wieder dynamisch in die Erweiterung zu entlassen? Oder stellen wir uns Gleichzeitigkeiten vor, von Sensationen und Reflexionen etwa, oder die Simultaneität von Träumen und Wachen, von Bewegung und Ruhe, von fest und flüssig, innen und außen, hier und dort...? Welche Wünsche haben wir an die Kunst? Soll sie uns erheben, erheitern, unterhalten, erschüttern, beruhigen, stabilisieren, verunsichern, soll sie uns Modellhaftes vorführen, stellvertretend agieren und wagen, oder das ganz andere zeigen? Was soll uns die Kunst sein: ein Zugabe, ein Extra, das Verlässliche im Trügerischen, das Richtige im Falschen, das Leichte und Rasche im Zähen und schwer Beweglichen, das Schöne, das Wohlige, die Befreiung von Zwängen, das Erotische und Lebendige, das Schön-Gute im Normal-Null?

Solche naiven, aber vielversprechenden Frage legen wir uns selten vor, weil wir ängstlich ein mögliches Ausbleiben der Antworten beoachten, auch genieren wir uns der Plattituden wegen, die wir erwarten und wollen nicht unbedingt als einfältig gelten. Wenn wir uns aber dank solcher bourgeoisen Eitelkeiten, den Zugang zur notwendigen Ehrlichkeit in künstlerischen Belangen verstellt haben, wird es hart werden, ihn wieder zu finden.

Wie das alles mit der Themenwahl zusammenhängt, wird deutlich wenn man sich vergegenwärtigt, was es heißt, sich durch eine Themenwahl in Widerspruch zur herrschenden Mehrheitsmeinung zu geraten.

Ohne zu behaupten, dass solches eine rein soziale Frage sei, spielt wie in allen kulturellen Zusammenhängen der soziale Aspekt eine entscheidende Rolle und darf neben allen ästhetischen und philosophischen Überlegungen nicht außer Acht gelassen werden.

Die hundert Fragen, die wir an eine imaginäre, uns in die Zukunft begleitende Kunst haben, werden durch die dumpfen Vermutung verschärft, dass es vielleicht keine Kunst mehr geben könnte, dass sich dieser Zweig der menschlichen Expressivität womöglich überlebt haben könnte, kein einschlägiger Bedarf mehr existiere, keine Verwendung für dergleichen mehr bestehe. Wenn es nicht so sehr nach

Untergangsphantasien eines alten Mannes röche, der sich nur schwer vorstellen kann, dass mit ihm nicht nicht auch alles andere stirbt, vieles in veränderter Form weiterlebt oder sogar aufs Neue entsteht, müsste man sich in der Tat auf die Suche nach Anzeichen machen, die eine solche Vermutung nahelegen.

Aber, um es gleich zu sagen, es sieht nicht danach aus:

das Vergewisserungsbedürfnis in Wahrnehmungsfragen ist virulent wie immer, gleiches kann man vom Orientierungsbedürfnis sagen, von der Suche nach Alteritäten und Heterotopen, nach der Qualität des Wissens und von der Sehnsucht nach der alten Kalokagatia. Lediglich unsere Vorstellungen von der Quidditas der Kunst sind uns abhanden gekommen, worin und woraus sie bestehen soll, wie ihre physikalische Gegenständlichkeit, Materialität und Hardware aussehen und beschaffen sein soll. Schon heute werden Programme von Kunsthändlern verkauft, wie Drehbücher zur Realisierung durch ein beliebiges Ensemble, oder eine komplexe Maschine.

Der Impetus, das Agens oder Motiv zur künstlerischen Arbeit scheint ungebrochen, dieser Motor nimmt sogar im Angesicht der ausufernden Bemühungen um immer mehr einfallslose Ordnungssysteme in unserer chaotischen Welt an Stärke, Intensität und Effektivität zu und versucht die allgemeine und consensuelle Verabredung zu erweitern.

Da die Universitäten schwächeln, den größten Teil ihrer einstigen Attraktivität verloren haben und sich aus dem Würgegriff der Bewirtschaftung des Geistes kaum befreien können, muss eine außer-institutionelle, freie Künstler- und Intellektuellenszene die Aufgabe der Interessantheit übernehmen. --- Sie haben richtig gehört: ich habe von der „Aufgabe der Interessantheit“ gesprochen. Es ist eine nicht eben leichte Aufgabe, für die sich aber jemand zuständig erklären muss, wenn wir nicht verdursten wollen. Um das „Mittendrin- Sein“ herzustellen, oder zumindest die Möglichkeiten und Voraussetzungen dazu, braucht es die Kunst, denn nur ihr kann es gelingen, die Schwebe zu halten zwischen Anschauung und Begriff, zwischen Sinnlichkeit und Ratio, zwischen Potentialität und Realität, zwischen Attraktivität und dinglichem Wissen, zwischen Modell und der Sache selbst.

diesem Zusammenhang so viel wie, die Frage offen halten, sie nicht vorschnell mit binärem ja oder nein zu beantworten mit raschem „entweder-oder“, oder gar dem ausgeschlossenen Dritten.

Die Kunst ist immer realistischer als die Logik, so schwer verständlich sie im Einzelnen auch erscheinen mag, dichter am Leben und Erleben als die Konvention des „Orthos Logos“ und weiser als alle logisch fundierten Denkverbote.

Die Schweben erinnert zudem an die Vogelperspektive, die sowohl von der „gestalterischen Distanz“ spricht, als auch von dem notwendigen Überblick, der dazu verhilft, sich nicht in den Niederungen der angeblichen, häufig konstruierten Sachzwänge aufzureiben und zu verlieren.

Wer in der Kunst nicht vor allem eine besondere Art zu erleben und zu denken sieht, wird es schwer haben, sich im reflektierten Generalismus ihrer Methoden zurechtzufinden.

Was ist damit gemeint? Generalisten und Spezialisten stehen sich gewohnheitsgemäß gegenüber, der eine als Fachmann fürs Allgemeine und der andere als Fachmann fürs Spezielle. Sie kritisieren sich wechselseitig fortwährend und streiten um die bessere Lösung und nur der hat gewonnen, dem es gelingt beide zur Kooperation zu bewegen. Der reflektierte Generalist ist entweder ein Spezialist der andere Meinungen ernst nimmt, oder ein Generalist der die Grenzen seiner Art zu denken kennt. Der reflektierte Generalismus in den künstlerischen Methoden zeigt sich im Versuch der gefährlichen Außerkraftsetzung der

Alltagswahrnehmung und der ebenso gefährlichen Entkoppelung der durch Gewohnheiten eingeschliffenen und kurzschlüssigen Kausalität. Beides ist darum gefährlich, weil es unser Zurechtfinden in der Welt steuert, die Gewohnheiten helfen uns, nicht in jeder neuen Situation und Konstellation wieder bei Adam anfangen zu müssen. Das reflexartige Identifizieren und Orientieren garantiert unser Überleben, ebenso die routinierten Schlüsse aus Ursache und Wirkung, die uns unsere Erfahrung gelehrt hat. Sie dürfen auf keinen Fall zur Gänze verlassen werden, was so viel heißt, dass die Erlebnis- und Denkweisen der Kunst nur zeitweise und in kleinen Dosen, jederzeit kontrolliert und stabil eingebettet genossen werden dürfen.

Ohne die künstlerische Methoden jetzt und hier ungut zu dämonisieren, sei an das erinnert, was Jean Gebser „Das spielende Gelingen“ genannt hat, das nichts mit spielerischer Oberflächlichkeit zu tun hat, sondern mit dem Experiment mit offenem Ausgang, mit der Vogelperspektive und jenem sanften Fatalismus, der in der Alt-französischen Devise „N’espoir, ne peur“ zum Ausdruck kommt. Worunter nicht etwa stoische Hinnahme des Schicksals zu verstehen ist, sondern eher ein wohldurchdachtes, geschickt beobachtendes und tatkräftiges Lavieren wie in Diderots „Jacques le fataliste“ beschrieben.

Alltagswahrnehmung und gewöhnliche Kausalität sind das „Normale“ im Sinne des statistisch Häufigsten, die Kunst ist das „Surplus“, das man sich unbedingt aktiv wie passiv genehmigen sollte, um ein reicheres, interessanteres und erfüllteres Leben zu führen.

Wie aber bewerkstelligt man das Außerkraftsetzen der automatisierten Identifizierung in der Alltagswahrnehmung und das ebenso automatisierte Schließen in den Zusammenhängen von Ursache und Wirkung?

Durch einen Entschluss zum Experiment (N’espoir, ne peur) !

Da die Gründe und Motive für einen solchen Entschluss gleichgültig sind, bleibt es einzig eine Frage der Courage, denn die braucht man dazu.

Scheitern, Blamage, Entdeckungen, Freude eingeschlossen, haben die Experimente mit offenem Ausgang allesamt ein Ergebnis, nämlich den Zugewinn an Erkenntnis und dafür war die Kunst schon immer gut.

Eine gewagte Themenwahl reißt das Firmament der Alternativen auf, der Denkmöglichkeiten und des „Rethinkings“ des Neu-Bedenkens alter Gewissheiten und ist alleine schon darum angezeigt und empfohlen, zumal in der künstlerischen Arbeit, die zur Zeit viel mehr als Nabelschau braucht. Sie braucht neben einer breiten Quidditas sogar mehr demonstrative Haecceitas, der Andersartigkeit und Individualität wegen, von der sowohl die Entwicklung, Erfindung und Erkenntnis, als auch die Kunst lebt.

Bon courage !

Danke